

Die Dirigentenfrage.

Wie John Riisch, Ess., dieselbe in seinem Verein glücklich ist. — Wie eine Comite-Sitzung geleitet werden muß.

Mister Editer! Des menschliche Lebe reisembelt eigentlich eine Springbrunne. Warum? Well, Ich weech eigentlich selber nit. Ich meen blos.

Was Ich meen, des is, dah mer nur sein Trowel hot im menschlische Lebe. Ich is a. for Instenz wieder in unierem Verein hier auß. Unser Leader (er fällt sich „Vereins-Dirigenti“, weil des geschwoellener Klingt) hot uns vor einiger Zeit zurüchrocht ge-gebe, dah er de Eschab quitte thut. Des is nämlich Gener dunn die Geschwoellene, wo die Welt mit erer Heng drum nur for sich ganz all-einig hamwe will. Was will dann so a Reel eintlich? Er hot sinwe Dol-lers fuzig Genis for die Rührerjell ein-mal die Woch getriegt, un plenty freie Drinks und Sigarrn bifeits, wann er fe gewollt hüt, hat er hamwe könn. Un damit war er noch nicht emcl fä-tisheit. Ammer hot er was ze tide ge-halt — wege Betheiligung un so Sache. Ich weech aach, woher des kömmt, Mister Editer. Er belangt ze erer Vereinsdirigenti-Junion. Des is, was ihn träst gelötent hot.

Well, Ich sein am Kammitti, wo en neue Leader finde soll. Of course sein Ich am Kammitti, Mister Editer. Ich möcht's unierem Verein hier auß nit raibe, dah er a Kammitti appointed, wo Ich nit dra wär. Bifeits thu Ich des Appointe dunn die Kammittis gewöhnlich selber. Ich den bei der Dätschen nämlich, wie Ich die Meinung vom Kammitti zur Ordnung gestallt hen, un kleine Eschisch gemacht, Mister Editer. „Schentelmen dunn Kammitti“, hen Ich gesagt, „Ich unnerdreit folgende Botschlaa for Ihr lind Konfiderän-tion: Ich will hamwe, dah Wir uns en Leader aus der Weist erschewe, denn die hiesige hamwe allminnener die Kräft. Un Ich beantrag die vor-herige Dätschen, un dah wir mit-aus weitere Takt unierem Mein Vor-schlag abstimme, die Ja's hamwe es.“ (Des is der Wea, wie Ich so a Meinung händel. Die lange Debatte un Abstimmerie sein doch fort die Ra.)

Mer hamwe also in westliche Pa-piere adverteist for en Leader ver-langt, un gesehn hamwe Wir wieder a Meinung gehalt, for die Applika-tions ze konsidern. Da derbei sein Wir natürlich Mei westliche Personal-kenntnisse händig erei getimme. Da war zeert a Applikäjchen dunn eme Mann aus Chicago. „Mit rühr en“, hen Ich gesagt. „Den Reel kenn Ich. Den hamwe Wir emol in eme Chicagoer Verein, wo Ich a promi-nente Member derow war, gebauzt. Warum? Rämlich, forwie die Sing-stund vorbei war, is er fort, statt mit uns ze kneipe oder de dritte Mann ze mache, wann der abdraucht worn is. In Musik is er, glaad Ich, all right, awer sunst is er nit los mit em. Er kann ten Spah verstein un er hot nit genug Keiselt for die Members un denkt, er wär grad so viel, wie die. Ich will hamwe, dah die Appli-käjchen uff de Tisch gelagt werd — priviois Dätschen, die Ja's hamwe es.“

Dann war a annere Applikäjchen dunn eme Mann aus St. Louis. Den hen Ich aach gelent un Ich hen en re aaliche. Er soll emol a Kimart unier die Akti ihre Deimanos gepäpi hamwe. Sunst is er, glaad Ich, a guter Leader. Awver of course is er aach uff de Tisch gelagt worn. Da war'n e Paar Annere. Die hamwe ze viel verlanot un lauter so Summe Kondisjens gemacht dunn Buntlichkeit un Fleis un Sitze dunn die Members. Als wann Wir Schulbude wär'n, Mister Editer. Feinelli is noch a Applikäjchen ver-lesse worn dunn eme Mann dunn St. Joseph, Missery.

„Schentelmen“, hen Ich gesagt, „des is unjer Mann! Ich kenne en. Der is firsi rät. Er kann Stat un Binnachal spiele, is a gute Hand am Billiardstübel un unwerhaupt nit zu biete. Er stellt aach was vor. Er hot schwarze Lockhaar, un wann er die in eme Konzer oder Kränzche schüttelt un mit erer wunderbar künstliche Handbewegung beim Dirigiren aus'n Gesicht freidit, da sage alle Lädies dunn Verein: „Gott, was e süßer Mensch.“ Un er is gemüthlich. Er loht mit sich rede. Wann mer zu ihm sagt: „Heunt fühle mer nit nach Sing-e“, da is er aach fätisheit. Un mer kann ihn aach sunst gebruche, for Instenz, wann mer ergend was be-sorgt hamwe will. Er is immer ge-fällig zu die Members. Un die Lädies gleiche ihn aach. Er hot sogar, wie er bei uns zum Dinner war, der Akti nachher gehoffe, die Dätsche so wasche. Un er verlangt nit viel, weil des Dirigiren mehr Rebebeschäftigung is. Sei Lebe macht er hauptsächlich mit Stat-un Billiardspiele. Er kann aach Bistefarte schreibe un



Stans paine un allerhand Eschab im Haus bei der Members thun. Des is unjer Mann. Mit dem wern'n mer uns vertrage. Un — beinade hüt' Ich's verache: Was des Trinte abe-lanot, da is er aach all right. Er kann e Lofcht stände un des is sehr aut bei Bidnids un so Sache, weil es die Barreceptis schweilt, wann der Leader ornlich mit trinke kann. Ich stell de Antrag, dah Wir den Mann bei Acclimatistisjchen electe — priviois Dätschen — die Ja's hamwe es.“

Mister Editer! Es is glei e Dis-pätich an de Mann abgeschickt worn un in e Paar Stund war schon die unbesahlte Rückantwort da, mer solle ihm das Tidel un Vorichuß schide. Next Woch kimm er.

Ich sein froh, Mister Editer, dah die Sach gezeilt is un Wir en gute Mann hamwe. Denn mit die neumo-bische Bistliche Leaders oder mit bene aus die aröhere westliche Bisttes, da hot mer nit wie Trowel. Ihre des Rämliche wünschend, Mit: Riiaards Yours John Riisch, Ess.

Wie unier den Mann aus St. Joe, Missery, abgestimmt worn is, da hot Gener dunn Kammitti frage wolle, wie der Mann in Musik un in Dirigiren wär un was for Sutz-ich er mit annere Vereine gehalt hüt. Ich hen ammer gesagt, des hüt nit dermit ze thun, es wär priviois Dätschen, un da berst nimmer über Rebebsache debattirt worn.

D. D. Ess.

Robinsons Inseln. Westlich von der chilenischen Küste liegt im Stillen Ocean eine unter dem Gesamt-namen „Juan Fernandez“ bekannte Gruppe von drei Inseln, deren größte, Mas a Tierra, 670 Kilo-meter vom Festlande entfernt 22 Kilo-meter lang und 8 Kilometer breit ist; zu ihr gehört das ganz nahe Eiland Santa Clara und ferner die weiter nach Westen befindliche große Insel Mas a Fuera, die keinen Ankerplatz besitzt, aber reich an wilden Ziegen und Seehunden ist. Mas a Tierra hat außer Ziegen, auch verödelte Rinder, Schweine, Hunde, Hühner und andere Hausthiere, die zurückgeführt werden auf Einfuhr durch den allbekanntesten Robinson Crusoe, d. h. den Schotten Alexander Selkirk, der sich hier 1704 niederließ, und dessen Nachfolger. In Wirklichkeit sind diese Thiere theils durch die spanische Kolonisation eingeführt, theils später durch die chilenische und durch deren Fischer. Zu letzteren zählte auch 1868 ein Sachse Namens Wehhan. Neuerdings nimmt nun die weitentlegene Insel, die allen Kinbein so wohlbe-kannt ist, einen gewissen Aufschwung. Amerikanische Kapitalisten haben ihr Augenmerk auf diese wülfischen Ge-biete gerichtet, an denen man groß-Massen von trefflichen Fischen, Krabben und besonders von Hummern fin-det, die sich durch zartes Fleisch und Schwere zum Einlegen hervorragend eignen. Zu gleicher Zeit mit dem Fang der Hummern darf nach chileni-schem Gesetz auch vom 1. März bis 1. November die lobnende Jagd auf die vielen Pels-Roben betrieben werden. Unter diesen Umständen haben die Ila-uan Vantees hier eine große Konzer-ven-Fabrik errichtet. — „Crusoe-Hummern“ das ist doch noch nicht das-gewesen und muß „ziehen“.

Ein wichtiger Fund. Einen Fund von außerordentlichem archäologischen und religiös-histori-schem Interesse machte ein Landarbei-ter vor kurzem beim Umpflügen einer Strecke des Trundholm - Moores auf Seeland. Es handelte sich um die ein-zelnen Stücke eines heiligen Sonnen-wagens. Der Untertheil besteht aus einem Wagen aus Bronze, der auf drei Paar Rädern ruht. Auf dem Wagen ist das Bronzestück eines Pfer-des hergestellt und hinter diesem ein Sonnenbildniß, gleichfalls Bronze, auf der einen Seite mit Gold belegt; unter dem Hals des Pferdes und am Rande der Sonnenscheibe befinden sich Vorrichtungen zur Anbringung eines Bandes. Das Pferd jpa also die Sonnenscheibe hinter sich her. Die reichen Kreis- und Spiralamamente, die beide Seiten des Sonnenbildes be-decken, gehalten mit vollkommener Sicherheit, die Arbeit dem älteren Bronzefalter, gegen Anfang des ersten Jahr-hunderts v. Chr. G., zuzuschrei-ben, ferner ist es gan- unzweifelhaft eine nordische, eine dänische Arbeit. Wie viele andere heilige und kostba-re Gegenstände, die früher in Däne-mark gefunden wurden, ist auch der Sonnenwagen als Opfer den Göttern dargebracht und der herrschenden Sitte gemäß, in Stücke zerbrochen, weil keine in ein Moor gelegt wor-den. Hier hat sich im Laufe der Jahr-tausen eine hohe Pflanzendecke über den Stücken gebildet. Glücklicherweise ward die er'e Mittheilung über den Fund einem Manne gemacht, der Ver-bändniß für seinen Werth hatte, so-dah es sofortiam kundigem Suchen gelang, so gut wie alle Stücke des 3000 Jahre alten Heiligthums zu fin-den. Im dänischen Nationalmuseum, wo der Wagen seinen Platz finden wird, ist man mit der Zusammen-setzung und Wiederherstellung noch be-schäftigt.

Der keine Vesperwiffer. „Du, Mama, meißt Du, unjer Lehrer ist doch zu dumm! Vor-ige Woche sagte er: 2 und 2 ist 4!“

Das Neuche. „Na, Eschen, was wünschst Du Dir eintlich zum Christkind?“ „Ein Automobil - Puppenw...“

Die Stimmung während der Schlacht von Königgrätz.

Die Frage, ob man sich auf deut-scher Seite während des Kampfes und namentlich gegen das Ende der Schlacht der Erfolge bewußt war, bildet den Gegenstand einer interessan-ten Kontroverse, die in der „Deutschen Revue“ — in den Berichten hochacht-barer Gewährsmänner — zu Tage tritt. Nach dem Theile der „Deut-würdigkeiten des Generals v. Stojak“, der im Maiheft der genannten Zeit-schrift erschien, wäre man im tönig-lichen Hauptquartier und bei der 1. Armee während der Schlacht in ge-drückter Stimmung gewesen; es sei — heißt es dort — sogar schon an Rück-zug gedacht worden, und weder am Schlachtabend noch am folgenden Tage ein wirkliches Siegesbewußtsein zum Ausdruck gelangt. Daraufhin richtet General Graf Wartensleben - Carow, General der Kavallerie a la Suite des Dragonerregiments v. Arnim, folgende Zuschrift an die „Deutsche Revue“: „Lebenserinnerungen, selbstredend in gutem Glauben niedergeschrieben, blei-ben doch immer mehr oder weniger subjektiv gefärbt. Stojak gehörte da-mals zum Stabe des Kronprinzen; ich befand mich im königlichen Hauptquar-tier, an jenem Schlachttage, fast be-ständig an der Seite des Generals Wolke. Deshalb verweise ich, auf meine „Erinnerungen von 1866“, die auf Seite 34 und 43 ein von der obigen Darstellung abweichendes Bild ergeben. Es herrschte auf unserer Front zwar kein Uebermuth, aber auch keine Niedergeschlagenheit; der Prinz Friedrich Karl mußte sogar von einem vorzeitigen Angriff zurückgehalten werden. Und schon am Nachmittag waren wir uns eines entschiedenen Sieges, wenngleich noch nicht in sei-nem vollen Umfange, bewußt. Deut-lich entsinne ich mich meiner damali-gen Begegnung und kurzen Unterhal-tung mit einem mir wohlbekanntem Bataillonskommandeur in der Gegend von Langenhof. Er meinte, nach dem Geschützfeuer zu schließen, mühten auch anderwärts Gefedte im Gange sein, und war dann freudig ericaunt, als ich ihm sagte: „Das sind nicht einzelne Besedte; wir haben eine große Schlacht gewonnen.“ General Wolke hat das wohl mindestens ebenso gut gewußt wie ich. Es ist ja ziemlich bekannt, dah er schon um Mittag auf dem Rostlosberg, als der König ihn nach dem Stande der Schlacht befragte, die zuversichtliche Antwort gab: Euer Majestät werden in einigen Stunden Schlacht und Feldzug gewonnen haben.“

General v. Bronsart (damals Haupt-mann im Generalstab des großen Hauptquartiers, 1893 und später Kriegsminister, jetzt auf Marienhof in Mecklenburg) befehligt und ergänz-te meine Angaben in einer mir zuge-langten längeren Erörterung. Er sagt darin unter Anderem: „Es ist möglich, dah über die Kriegslage nicht unter-richtete Personen des großen Haupt-quartiers — und deren gab es viele — die in's Stoden gekommene Vor-wärtsbewegung als ein gefährliches Symptom betrachteten und sich mit-rühen Rückzugsgedanken beschäftigt haben. Bei den im engeren Sinne des Wortes das große Hauptquartier bil-denden Offizieren war hiervon aber nicht die Rede; vielmehr aber waren gänzlich der Meinung, dah, je ener-gischer sich die Defestrierer in der Front betheiligten, um so erfolgreicher der umfassende Angriff der Armeen des Kronprinzen und des Generals v. Herwarth zur Geltung kommen und die Schlacht zu einem entscheidenden Siege für uns gestalten würde. ... So-fern der General v. Boven den Kron-prinzen die Gefechtslage in der Front als schlecht bezeichnet hat, muß dies auf seine subjektiven Einbrüche zurück-geführt werden. ... Der König war schon um 3 Uhr Nachmittags unter dem Eindruck der endgiltig gewonnenen Schlacht mit der Kavallerie-divi-sion Sane über die Bistritz vorgegan-gen. Er hatte in der eroberten großen Batterie bei Lipa Garbschjischen und Theile des 2. Garde-Regiments be-grüßt. ... Er war also schon vor dem Zusammenreffen mit dem Kronprin-zen völlig davon unterrichtet, dah er die Armee Beneditts geschlagen hatte.“

Auf diesen Brief erwidert der Her-ausgeber der „Deutwürdigkeiten“, der Sohn des General v. Stojak, Folgen-des: „Historisch, dah im Großen Haupt-quartier im Laufe des Vormittags des 3. Juli eine gewisse Besorgniß Platz ge-griffen hatte. Ebenso historisch ist, dah Graf Wolke in unerschütterlicher Ruhe den allfächlichen Ausgang der Schlacht voraus sagte. — Hier handelt es sich um die Einbrüche, die der Stab der 2. Armee über die Stimmung im Großen Hauptquartier erhielt. Sie wurden vermittelt durch den General v. Popen, der in seinen Erinnerungen selbst erzählt, der Auftrag des Königs habe gelautet: „Schaffen Sie mir ein Armeekorps vom Kronprinzen; es ist die höchste Gefahr im Verzuge.“ — General v. Werdy erwähnt die Sen-dung mit den gleichen Worten, die also in dieser Form auch wohl histo-risch gelten dürfte. Mein Vater aber, der kurz darauf niederschrieb, was er erlebte und hörte, durfte sich in seiner Schilderung wohl auf Boven berufen. U. v. Stojak, Hauptmann a. D.“

Eine Stiefmutter.

In dem kleinen Stiefbade D., wo ich mich diesen Sommer einige Wochen aufhielt — so schreibt eine Leserin der „Tägl. Rundschau“ — sind die Schwalben zutrauliche Thiere gewor-den, weil Niemand sie in ihrem heu-tigen Thun und Treiben stört. Meist an jedem Fischerhäuschen findet sich min-destens ein Schwalbenneß, das von den Hausbewohnern und auch von den Badegästen sorgfältig behütet wird. Viele der alten Fischerhäuser sind noch mit einer großen Tenne gebaut, wo-rauf die Leute im Herbst und Winter ihr Korn dreschen. Oben an den Querdällen haben dann die Schwal-ben ihre Nester geliebt. In unserem Hause waren sogar drei. Unser Wirth sorgte noch ganz besonders für seine Schwalben; er hatte unten in der Hausthür ein kleines Loch gemacht, damit die Vögel des Morgens, sobald die Sonne aufging, gleich ins freie konnten und die Badegäste durch ihr Zwitschern nicht störten. Die Schwal-ben kannten dieses Loch so genau, dah sie im Bogen selbst im schnellsten Fluge heruntergeschossen und hindurchsaufen. Am Tage stand die Hausthür immer weit auf. Die Schwalben benutzten dann diese Oeffnung und ließen sich durch die Bewohner nicht im geringsten stören. Eines Tages Anfang August lagen unten Eierhäfen und über mir stekten zwei hungrige Gelbknäuel ihre Köpfechen aus dem Nest. Ich wunderte mich über die späte Brutzeit und ersuchte von unserem Wirth fol-gendes: Im Frühjahr war das alte Schwalbenpärchen wiedergekommen und hatte unter Zwitschern und Jubel-geräusch die alte Wohnung in Stand gesetzt. Nach einigen Wochen lagen drei Junge in dem Nest. Jetzt starb die Mutter, und Vater „Schwal-berich“ war emsig bemüht, die drei kleinen flets hungrigen Mäuler zu stopfen. Aber eines Tages kam er mit einer neuen Lebensgefährtin und am nächsten Morgen lagen die drei kleinen noch fast nackten Vögel unten auf den kalten Steinen. Mein Wirth glaubte erst, die Thiere wären zu weit hervor-gerathen und heruntergefallen, und legte sie daher wieder in das Nest zu-rück. Am nächsten Morgen lagen sie jedoch wieder unten; der Mann legte sie noch einmal ins Nest, aber die Stiefmutter warf die Kleinen flets wieder heraus. Es gab kein Erbarmen; die Thiere sind schließlich un-gekommen! Ob das Schwalbenpär-chen seine letzten Jungen groß bekommen hat, habe ich nicht mehr beobachten können. Sie kamen, wie schon gesagt, ziemlich spät aus, und so ist es nicht unmöglich, dah der Wandertrieb mäch-tiger in den alten Thieren gewesen ist als in den Elternliebe; dah sie sich also nach dem wärmeren Süden auf und davon machten und den zweiten Satz Junge elend umkommen ließen.

Rosleggers Waldschulhaus.

Dieser Tage wurde in Anwesenheit einer zahlreichen andächtigen Ge-meinde das Waldschulhaus in Alpel, eine Schöpfung des Dichters Peter Roslegger, durch den Dechanten Wein-hauer eingeweiht. Der Bürgermeister habersack dankte dem Dichter für das Liebeswort und überreichte ihm als Baumeister die Schlüssel zum Schul-hause. Roslegger hielt darauf eine tief ergreifende Rede, in welcher er sei-ner Freude darüber Ausdruck gab, dah sich sein Jugendideal, das ihn seit 50 Jahren begleitete, nun erfüllt hat: Alpel hat eine Schule und ein Schul-haus. Der Dichter schloß seine Rede mit folgendem Appell an die Bevöl-kerung: „Nun ein paar Worte an meine enghen Landsleute. Strebt nicht hinaus in die Welt, bleib daheim in Eurem Waldland! Hier werdet Ihr zwar nicht reich, aber auch nicht so arm, als Ihr in der Fremde werden könnt! Lernt, so viel Euch zu lernen möglich ist! Ich selbst bin drauhen gewesen und wieder heimge-kehrt, weil es mir hier am besten ge-fällt. Richtet Eure Birtischaften mehr nach den Verhältnissen ein, arbeite mühsig, haltet zusammen und vertraut auf Gott! Dann werden für Euch, Bewohner von Alpel, wieder bessere Zeiten kommen! Mit diesem

Glückwunsche übergebe ich der Wald-heimath dieses Geschenkl!“ — Nach dieser Ansprache übergab Roslegger dem Bürgermeister Habersack die Schlüssel zur Schule und verlas die Urkunde, auf Grund deren die Ge-meinde die Schule übernimmt. Dann sprach der Landeschulinspektor von Steiermark, Linhart. Das Schul-haus ist ein Blochhaus im Schweizer-stil auf einem feineren Unterbau mit einem Thürmchen und einem Bal-son. Der Baumeister Habersack hat das Haus in uneigennützigster Weise gebaut. Es ist 13,5 Meter lang und 12,5 Meter breit. Es enthält im Erd-geschoß ein Schulzimmer und die Leh-rerwohnung, im Dachstode ein Zim-mer mit Balcon für Roslegger und ein weiteres Wohnzimmer für den Lehrer. Ueber dem Eingang ist ein Wid-mungsprüch angebracht und im Vor-hause ein Hausfegen Rosleggers: „Von Vätern gebaut, von Kindern erneut, — Gott segne sein Erdreich, Gott segne den Fleis, — Erleuchte den Ban-dmann, auf dah er es weiß — Und oft wohl bedenk und nimmer vergißt, — Wie treu und heilig die Heimath ist.“

Eine merkwürdige Verlobungsgeschichte.

wird aus London berichtet. Ein senti-mentales Hausmädchen, Miß Baulk, wurde von einer Haushälterin in dem-selben Hause, in dem sie diente, Miß-ress Craucher, auf eine seltsame Weise ausbeutet. Die Haushälterin zeigte dem Mädchen eines Tages die Photo-graphie eines hübschen jungen Man-nes, eines Vektors, wie sie sagte, der eine Frau suchte, in dem sie dem jun-gen Mädchen vor, sich mit ihm zu ver-loben. Miß Baulk nahm den Vor-schlag an, da das hübsche Gesicht des jungen Mannes, der, wie die Haushäl-terin ihr sagte, in Birmingham wohnte, ihr sehr gefiel. Ein ganzes Jahr lang fand nun ein eifriger Briefwech-sel statt, der immer zärtlicher wurde, und schließlich kam es soweit, dah der „eingebildete“ Bräutigam, der immer noch keine Zeit gefunden hatte, nach London zu kommen und seine Braut zu umarmen, hat, das Datum der Hochzeit festzusetzen, ohne dah die Braut sich im geringsten wunderte; er schlug als Datum den 3. Oktober vor, den Geburtstag seiner armen Mutter, wie er schrieb. Miß Baulk nahm mit Freuden an, und Mrs. Craucher, die sich auf ihre Erfahrung berief, bot sich an, für das junge Mädchen die noth-wendigen Kleider und Möbel zu tau-fen; das Mädchen übergab also der Haushälterin mehrmals verhältniß-mäßig bedeutende Summen. Die Vor-beretungen wurden getroffen, als das Hausmädchen eines Tages plötzlich ein Telegramm von Birmingham erhielt, in dem ihm mitgetheilt wurde, dah sein Bräutigam vom Pferde gestürzt und tödtlich verwundet wäre. Das junge Mädchen war verzweifelt, denn es liebte den schönen Mann, den es nie-mals in Fleisch und Blut gesehen hatte, aufrichtig. Als Miß Baulk nun nach Birmingham reisen wollte, wurde sie die Haushälterin, sie davon zu-rückzuhalten; aber sie telegraphirte, und so entdeckte sie schließlich, dah die Waise, an die sie immer geschrieben hatte, in Birmingham gar nicht er-isterte. Jetzt ging ihr ein Licht auf und sie ging zur nächsten Polizei-wache; die erfindungsreiche Haushäl-terin, die alle die wunderschönen Briefe geschrieben hatte, wurde verhaftet, und vor dem Polizeigericht kam diese ganze seltsame Liebesgeschichte an's Licht.

Wie viel Thiere giebt es?

Die Wissenschaft kennt und nennt etwa 400,000 Arten Thiere, während sie knapp 150,000 Pflanzenarten auf-zuzählen vermag, und zwar liefert die Insektenwelt allein ungefähr 280,000 Arten: 120,000 Käfer, 50,000 Schme-rlinge, 38,000 Hautflügler u. s. w.; Vögel kennt man 13,000 Arten, Fische 12,000, Reptilien 8300, wovon 1640 Schlangen (ungefähr 300 giftige). Weiter kennt man 1300 Amphibien-arten, 20,000 Spinnen, 50,000 Mol-lusken, 8000 Würmer etc. Das Ber-liner naturwissenschaftliche Museum besitzt eine Sammlung von 200,000 Thierarten, die durch 1,800,000 Exemplare repräsentirt werden.

Chiergarten im Seceffions-Styl.



Rein Wunder. A.: „Der Herr, der da eben spricht, hat ein sehr schönes Organ.“ B.: „Nun freilich, es ist ja auch unser Organ!“

Im zoologischen Garten. Der kleine Max vor dem Elefan-tenzwinger: „Papa, sind das die Thiere, die aus Mäden gemacht wer-den?“

Doppelstintis. Frau X.: „Was thut denn die Frau Leimbuber, dah sie so wohlge-pflegte schöne Hände hat?“ Frau Y.: „Sie thut nichts!“

Provia. „Herr Kommerzienrath bauen ja ein Hinterhaus an ihre Villa?“ „Ja, es hat sich ein kleiner Platz-manael bemerkbar gemacht durch die Gelschrankel!“

Was angewendet. Dame: „Herr Leutnant, kann ich vielleicht mit einem Glas Punsch auf-warten?“ Leutnant: „Gnädige Frau, Ihr Punsch ist mir Beschl!“

Ein Wink mit dem Sonnenfahrl. Junger Stutzer (zum Friseur): „Bitte, thun Sie etwas Brillantine auf meinen Schnurrbart!“ Friseur: „Ach glaube, das Zeug wird Sie arg beizen, wenn ich's so direkt auf die Haut schmiere.“

Eine neue Bürde. Richter: „Sie führen Ihrem Ref-fer die Birtischaft, nicht wahr?“ Zeugin: „Aberdings, ich bin im Hause meines Neffen Repräsentant.“

Von seinem Standpunkt. „Wie, Sie verdienen mit Betteln manchen Tag 5 bis 6 Dollars?“ Bettler (buddelig etc.): „Ja, ich hab' ne vortheilhafte Figur!“

Verdächtige Steigerung. „Sagen Sie, ist dieser Bernstein-sch... und aber auch wirklich echt?“ Verkäufer: „O gewiß, aber bitte, nehmen Sie doch diesen hier, der ist noch echter.“

Schlechtes Gewissen. Gast: „Das Beifsteat taugt gewiß nichts!“ Obersteller: „Warum?“ Gast: „Sonst brauchte es sich nicht so unter die Kartoffeln zu verheiden!“

Im Mietbureau. Stellung suchendes Mädchen (zur Dame): „Haben Sie Kinder, gnädige Frau?“ Dame: „Nur ein Mädchen, aber wenn Sie wünschen, gebe ich es in Pension.“

Schlechte Vertrettheit. Professor: „Jetzt habe ich schon wieder mein Schnupstuch vergessen. Ich werde mir doch gleich einen Knos-ten hineinmachen!“

Geschäftsführung. Wenn jetzt Diamanten künstlich hergestellt werden, kann ich meine Bude zuwauchen.“ „Womit handeln Sie denn? Mit Diamanten?“ „Aee, aber mit — Similitsteinen.“

Schlecht musikalisch. „... So, so, Sie sind auch in die Soiree zu Herrn von Schneidewitz eingeladen? Verfüumen Sie dieselbe ja nicht!“ „Und warum das, Herr Schulze?“ „Darum, weil die Töchter des Haus-ses höchst musikalisch sind. Die jün-gste spielt Piano, die andere singt sa-mome und die älteste ist eine sehr reiche Witwe!“

Die Liebe löret nimmer auf. Englischer Offizier: „Könnte ich dem Herrn General jetzt noch mit ir-gend einer Schenswürdigkeit eine Freude machen? Vielleicht das Denk-mal der Königin Viktoria ober die Nacht S. M. König Eduard?“ Demel: „Nein, danke. Oer doch — ja! Könnten Sie uns nicht den Waagen zeigen, aus dem Chamberlain neulich gefallen ist?“